

Untere Mariahilfer Straße. Eine Fassade wartet auf ihr neues Haus. [viennaslide/APA Images]

Wenn Mauern sprechen – und dabei lügen

In jüngerer Vergangenheit kam es in und um Wien immer wieder zu Projekten, bei denen sich der Erhalt einer Fassade nicht recht erschließt, wie etwa beim ehemaligen Möbel Leiner. Oft ist dann die Fassade nur eine **Kulisse** für Durchschnittslösungen.

Von Harald A. Jahn

Spaziert man vom Wiener Graben in die Tuchlauben, freut man sich über ein gut erhaltenes prachtvolles Barockhaus auf der linken Straßenseite. „Wir renovieren den Hochholzerhof“ stand dort in den frühen 1980ern auf der Bautafel der Bawag. Diese „Renovierung“ war aber mehr: Der historische Altbau wurde fast völlig entkernt, nur die Fassade blieb stehen. Die Hunderte Jahre alte Bausubstanz wurde zerstört, was zur Hochphase der sorgfältigen Stadterneuerung zu großen Diskussionen führte. Gegen den Willen des Denkmalamtes hat sich der damalige Bürgermeister Helmut Zilk persönlich für diese Lösung eingesetzt. Heutige Flaneure erfreuen sich an dem historischen Stadtbild an dieser Stelle, der Streit scheint vergessen – gelang die Operation, ist die Wunde also narbenfrei verheilt? Äußerlich ja, nur Fachleuten fällt auf, dass das eigentliche Gebäude fehlt. Trotzdem ist es ein Verlust an Substanz, an Geschichte, an Geschichten, die osmotisch in die alten Mauern gesickert waren.

Diese verborgenen Verluste sind zahlreicher als auf den ersten Blick sichtbar. Von der Wiener Börse am Schottenring ist nicht allzu viel mehr als die Fassade erhalten, und Opernbesuchern wird aufgefallen sein, dass das Fifties-Design des Inneren nicht ganz zur Prachtfassade von Sicardsburg & van der Nüll passt: Im März 1945 trafen Fliegerbomben die Oper, die Zerstörungen waren massiv. Der Bühnen- und Zuschauerraum brannte aus, nur der vordere Teil mit der Feststiege blieb stehen. Die Vorschläge reichten vom akkuraten Wiederaufbau bis zum Totalabriss. Schlussendlich gab es einen Kompromiss: Erich Boltenstern füllte die Hülle mit einem Operngebäude im Stil der Nachkriegszeit, eine ehrliche Lösung, die heute wohl niemand kritisiert. Auch bei der Börse wurde die Entscheidung zur Entkernung nicht freiwillig getroffen: 1956 auch hier ein Feuer, und auch hier leitete Boltenstern den Wiederaufbau, der prachtvolle Saal war aber nicht zu retten. Nach weiteren Umbauten dominiert heute ein modernistischer Halbzylinder aus Glas den von außen unsichtbaren Innenhof – die Börse ist längst ausgezogen, Mietbüros füllen das Gebäude.

Keine wertvolle Altsubstanz

Am Ring gibt es noch eine weitere Entkernung, bei der fast nur die Fassaden stehen blieben. Das Hotelprojekt Le Méridien am Robert-Stolz-Platz umfasste drei Ringstraßenpalais und das Böhler-Haus von Roland Rainer. In Sichtweite der Oper baute Manfred Wehdorn dieses Ensemble zu einem Hotel um. Davor war er mit sorgfältigen Sanierungen wie der Reithalle im Museumsquartier oder den Redoutensälen der Hofburg bekannt geworden; eigentlich lehnte er massive Eingriffe in die Substanz ab. Diese Altbauten waren aber nach Kriegsende innen so stark verändert wieder aufgebaut worden, dass einem zeitgemäßen Totalumbau keine wertvolle Altsubstanz im Weg stand.

In jüngerer Vergangenheit kam es in und um Wien aber immer wieder zu Projekten, bei denen der Erhalt einer Fassade nur zum Teil mit deren Wert erklärt werden kann. Bei alten Industriefassaden schmücken sich Bauträger gern mit scheinbar wertschätzendem Umgang mit der Substanz und nützen das Image von coolen Lofts für scheinbar kreative Wohnlösungen; immer wieder bleibt die Fassade aber nur Kulisse für Durchschnittslösungen dahinter, mit zu den Fensterhöhen unpassenden Standardgeschoßen. So ist die historische Textilfabrik in Pottendorf heute nur noch eine dünne Ziegelhaut, gefüllt mit Wohnungen ohne jeden Bezug zum früheren Industriedenkmal, dessen Baustrukturen, Erschließungswege und Werkhallen.

Ähnlich erging es der Spinnerei in Teesdorf, die als früher Stahlbetonskelettbau eigentlich unter Denkmalschutz steht, in deren Herz ein Lichthof geschlagen wurde; die historischen Industriefenster haben nun Kämpfer in unterschiedlichen Höhen, die die anlaufenden Geschoßdecken kaschieren. Auch wenn die Silhouette erhalten blieb – die Spuren der Menschen, die ihr Leben in diesen Arbeitskathedralen verbrachten, ihre Schicksale, die Geschichten ihrer Dramen, ihre Abhängigkeitsverhältnisse sind ebenso ausgelöscht wie alle Spuren der Produktion – und damit auch die gesamte Vergangenheit des Areals.

Seltsam auch eine aktuelle Vorgabe zum Erhalt einer schlichten Wiener Gründerzeitfassade. Im Wettbewerb zum seinerzeit noch „Kaufhaus des Westens“, später „Lamarr“ genannten Neubauprojekt anstelle des Möbel Leiner auf der unteren Mariahilfer Straße – inzwischen wurde hier ein Rohbau hochgezogen und wieder abgerissen, Stichwort Benko-Pleite – wurde der Erhalt einer Bestandsfassade vorgeschrieben. Schon Möbel Leiner hatte das dahinter liegende Gebäude praktisch entkernt. Bei den Wettbewerbsergebnissen gab es unterschiedliche Vorschläge, manchmal klebt die Fassade wie eine Brosche auf der durchgezogenen Glashülle, manchmal steht sie als bezugslose Kulisse mit leeren Fensterhöhlen vor dem eigentlichen Baukörper. Inzwischen, nach dem Abbruch der Benko-Ruine, wartet sie schon wieder auf ein neues Haus, das sie aufwerten soll – an welche Vergangenheit hier angeknüpft werden soll, wird immer rätselhafter, gleichzeitig traut man offensichtlich keinem Architekten zu, etwas Gleichwertiges neu zu schaffen.

Freilegung der Originalfassade

Aber auch in die Gegenrichtung kann es gehen. In Wien wurden in den 1960er-Jahren etliche historische Prachtfassaden mutwillig und mit viel Aufwand „entstuckt“, und auch wenn das durch den damaligen Wunsch nach Klarheit und Hygiene erklärbar ist, war es doch eine Kulturschande. Später zog man Blechhüllen über elegante Altbauten, die dann beim Abriss noch einmal kurz zum Vorschein kamen, wie beim Komet-Möbelhaus in Meidling; die Entfernung der Blechhaut und Freilegung der Originalfassade des Corvin-Kaufhauses am Budapester Blaha Lujza tér begeistert dagegen nicht nur die Einheimischen.

In Brüssel ist „Facadism“ so verbreitet, dass es ein eigenes Wort dafür gibt: Brüsselisierung, es umschreibt den rücksichtslosen Umgang mit dem Altbestand. Dort sind es oft einfachere Genehmigungen und Steuervorteile, die Alibi-Renovierungen anregen. Dabei geht viel verloren, inzwischen sind solche Projekte auch umstritten. Aktuell betrifft das den ikonischen Südpalast, ein Marktgebäude von 1880 am Beginn der urbanen Nord-Süd-Hauptachse. Für ein U-Bahn-Projekt, das wie so oft in Brüssel in Problemen versinkt, soll der Palast nun entkernt werden.

Die Brüsseler hängen allerdings nicht an der eklektischen Fassade, es sind die inneren Werte, die vielen Bürgern vertraut sind. Die Erinnerung an die Zeit in der dortigen Gewerbeschule oder an die diversen Tanz- und Sporthallen im Erdgeschoß ließ Anrainer und Denkmalschützer aktiv werden. Die Stadt und ihre Gebäude sind eben mehr als nur Fassaden und Straßen: Es sind die kollektiven Erinnerungen, die selbst oder von anderen erlebten Geschichten. Reduziert man die Gebäude auf ihre Außenhaut, ähneln sie ausgestopften Tieren, optisch noch erkennbar, aber ohne Leben.

AM SPIELTISCH

Der Vulkan bricht aus! Wo sind all die Tiere?

Von Erwin Uhrmann

Es ist ein offenes Geheimnis, dass die europäische Hauptstadt der Brettspiele seit Längerem schon in Österreich verortet werden kann. In Wien und Umgebung leben einige der erfolgreichsten Brettspiel-Autoren der Gegenwart. Auf Arno Steinwender, Markus Slawitscheck, Wolfgang Warsch und deren Kollegenschaft regnet es geradezu Auszeichnungen herab. Spiele wie Warschs „Die Quacksalber von Quedlinburg“ sind internationale Longseller, Steinwenders „Smart 10“ wurde sogar zur TV-Quizshow adaptiert, und Slawitscheck hätte letzten Sommer bei der Spiel-des-Jahres-Preisverleihung, den Oscars der Brettspielewelt, mit „Morty Sorty Magic Shop“ fast den Hattrick geschafft und den Preis letztlich in allen Kategorien abgeräumt.

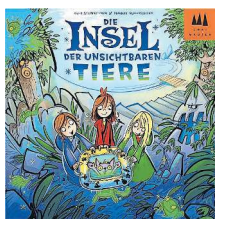
Den Erfolg der Wiener Autoren kann man unter anderem dadurch erklären, dass sie einander jeden Montag treffen, um ihre Ideen auszutauschen, Prototypen gegenseitig zu testen und zu kritisieren. Dabei kommt es auch immer wieder zu Kooperationen, wie im Fall des soeben erschienenen Kinderspiels „Die Insel der unsichtbaren Tiere“, das Slawitscheck und Steinwender gemeinsam entwickelt haben.

Es beruht auf einer 20 Jahre alten Idee Steinwenders, die aus dem Physikunterricht stammt. Auch das kein Zufall, denn Steinwender arbeitete als Mathematik- und Physiklehrer, ehe er Vollzeit-Spieleautor wurde. Auch Slawitschek unterrichtet die beiden Fächer. Steinwender wollte den bekannten Effekt nutzen, dass, wenn man Eisenfeilspäne auf ein Blatt Papier streut und einen Magneten darunter legt, sich die Späne so anordnen, dass die magnetischen Feldlinien sichtbar werden. Mit diesem Trick, dachte er, könnte man alle möglichen Formen sichtbar machen, je nachdem, wie der Magnet unterhalb konstruiert ist. Steinwenders Problem war allerdings, dass man in einem kindertauglichen Spiel keine Eisenfeilspäne verarbeiten kann. Das wäre schlicht zu gefährlich. So entstanden allerlei Prototypen.

Von Physiklehrer zu Physiklehrer

In der nun fertigen Version wird eine magnetreaktive Indikatorfolie verwendet, die darunterliegende Magnetfelder sichtbar macht. Aber was passiert im Spiel? Zunächst: Es wird kooperativ gespielt. Alle Beteiligten müssen unsichtbare Tiere von einer Insel, auf der ein Vulkan auszubrechen droht, retten. Diese Tiere „verstecken“ sich in Kärtchen, die auf dem Spielbrett ausgelegt werden. Mit einem Detektor kann man, wenn man das erwürfelt, einzelne Kärtchen oder Ausschnitte anschauen. Auf der Folie werden dann Umrisse sichtbar, je nachdem, welches Kärtchen man wählt: Die Umrisse, die durch den Magneteffekt entstehen, können von einem gesuchten Tier stammen, oder man hat Pech und sieht eine Pflanze oder nichts. Um die Tiere ins Boot zu verfrachten, muss man eine Rettungsaktion erwürfeln, außerdem braucht man vorher noch das passende Futter, um sie anzulocken. Das heißt: Man muss sich merken, in welchem Kärtchen sich welches Tier verbirgt, bis man es aufdecken kann. So wendet das Spiel auch die klassische Memory-Methode an. Und ein bisschen Glück braucht es auch – denn der Würfel entscheidet, welche Aktionen man machen darf.

„Die Insel der unsichtbaren Tiere“ ist ein Kinderspiel, das ebenso Erwachsene süchtig machen kann. Das ist für Familien, die gern gemeinsam spielen, ein großer Vorteil. Den Autoren Arno Steinwender und Markus Slawitscheck ist zu wünschen, dass sie mit ihrem neuesten Coup im nächsten Sommer den Preis für das Kinderspiel des Jahres holen. Verdienen würden sie es – zum wiederholten Male.



Arno Steinwender
Markus Slawitscheck
Die Insel der unsichtbaren Tiere
2–4 P., 20 Min.,
€ 38,99
(Schmidt Spiele)